

Unser Planet.

B l ä t t e r

f ü r

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

L i t e r a t u r - u n d K u n s t b l a t t .

N^o 175.

(VII. Jahrgang.)

Freitag, den 22. Juli.

1836.

B ö r n e u n d H e i n e .

Ueber moderne Literatur. In Briefen an eine Dame von Gotthart Oswald Marbach. Zweite Sendung: Börne, Heine. Motto: Erlaubt ist, was sich ziemt. Goethe. Leipzig, J. E. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1836. 8. 294 S.

Wie die erste Sendung der Marbach'schen Briefe hier für ein bedeutenderes Meteor, dort für eine gewöhnliche Sternschnuppe erkannt wurde, je nachdem der Schauenden Augen oder Augengläser beschaffen waren, so wird auch die zweite Sendung hier freudigen Applaus, dort bedenklisches Kopfschütteln bewirken. Wir selbst suchten schon bei dem ersten Theile durch ein gesundes und scharfes Auge den wahren Werth des Schriftstellers oder seines Verfassers zu ermitteln. Wir erkannten, daß Hr. G. D. Marbach keineswegs das Zeug abgibt, um ein gelehrtes Netz zusammenzuflicken, welches fein genug ist, um nicht zu sehr in's Gesicht zu fallen, und doch auch stark genug, um allerlei starke Wald- und Sumpfvögel so lange fest zu halten, bis sie gehörig inspicirt, rangirt und classificirt sind; wir erkannten, daß Hr. G. D. Marbach bei seinem polemisch-irenischen Streben sogar von festen Grundsätzen ausging und nicht eine vage Rauchsäule der Rede und Discussion in die Höhe steigen, und dabei den besten Willen blicken ließ, etwas Ersprießliches für die Wirren der Zeit- und für die Literaturinteressen zu leisten, also nicht blos aus Eitelkeit zu den Schriftsteller-Rostriß eilte. Aber was half der Wille, was half die Abwesenheit des Egoismus, durch den unsere Literatur am Ende noch, aus Mangel an aller soliden und positiven Grundlage, zu Grunde gehen muß, da eben die Grundsätze, von denen der Verfasser kommt und zu denen er hin- und zurückstrebt, durchaus nicht die rechten, wenigstens hier durchaus unbrauchbare sind? Welches Heil, welche Richtung und Richtung zu schönem Ziele kann unsere Zeit und unsere Literatur von der Hegel'schen Philosophie hoffen, der jene Grundsätze angehören? Wahrlich, wenn sie irgendwo falsch und nichts ausrichtend, die Verwirrung nur

noch vermehrend, zweifelhaftes Dunkel nur verdichtend sich zeigen, so ist es in den heutigen literarischen und politischen Zwiespalten. In einem unterhaltenden Journale dies genüglich auszuführen, d. h. so weit zu erörtern, daß auch dem Laien Alles sonnenklar einleuchtet und keinerlei Zweifel bleibt, ist nicht wohl thunlich, also auch nicht rathlich. Nur aus dieser Ursache begnügte ich mich mit einem Paar hingestreuten Notizen. Bei der neuen Sendung wiederholten sich die eben mitgetheilten Beobachtungen, und es wäre ein Leichtes, unter 25 Episteln wenigstens den dritten Theil als Beleg dafür auszugeben und zu erweisen. Wozu führte jedoch ein solcher Erweis? Genug, daß Hr. G. D. Marbach, ein vortrefflicher Mann und Gelehrter, so wie wohlinstruirter Hegel'scher Philosophus, bei weitem nicht genug Prometheus ist, um die Parteien zu bewältigen und aus ihnen eine einige Einheit zu bilden, und so wahrhaft rettend und versöhnend aufzutreten, bei weitem nicht genug Perseus, um die gefesselte und von einem Ungeheuer heimgesuchte und bewachte Andromeda der Freiheit, des Rechts und Lichts mit dem Medusenhaupte zu befreien und die beglückende Sirene auf den Thron der Weltherrschaft zu erheben, ja nicht einmal — man erlaube den chronistisch-kühnen Sprung! — Wienbarg genug, um mit pfeilscharfer Dialektik durch alle möglichen Machinationen der Feinde durchzubringen, sie zu zerreißen und niederzutreten, sich durch Strictheit und Präcision und wohlgewählte nachdrückende Syllogismen Glauben und Anerkennung zu erzwingen. Hr. Dr. G. D. Marbach erhebt sich, wie es doch eigentlich sein Streben seyn sollte, nicht über die Wogen der Zeit, um über sie zu philosophiren und decretiren, sondern er schwebt eine Region höher, über deren Ausbünstungen, so daß er die Wogen nur durch einen Nebel sieht. Was Wunder, daß fast Alles in's unerquickliche Breite und Weite sich zieht, daß Vieles nur gewebelt und geschwebelt erscheint? Hr. Dr. Marbach will nicht weniger ein junges Deutschland, als Gutzkow es wollte, aber vor der Verwirklichung desselben, möge der gütige Himmel uns bewahren für alle Ewigkeit. Man lese nur den eifften bis sechzehnten Brief; die Schellen der Aristokratie und Monarchie, des Abso-

lutismus und Despotismus werden darin Hegelisch-meisterhaft zu einem der Menschheit Ohren und Geister betäubenden und einschüchternden Glockenlang gestimmt und potenzirt. Hr. Dr. Marbach ist sonach wohl ein Mann der Bewegung, aber der retrograden, wohl ein Mann der Gegenwart, aber nur mit reagirender Tendenz, seine Weisheit ist eine höchst würdige und anerkennenswerthe, aber ein unschätzbares Gut nur für eine vollkommene Monarchie. Er lebt im constitutionellen Sachsen und trägt Hegel'sche Logik vor, die den Leipziger Studenten nicht behagen will, während sein eigentlicher Platz nur in Preußen inmitten des Berliner Adelthums sich befindet.

Auf Einzelnes können und wollen wir, wie gesagt, nicht eingehen. Um aber dafür Ersatz zu geben, wollen wir hier aus dem neunzehnten und den folgenden Briefen etwas Marbach'sches über Heine, die eine Hälfte des Titels, nachdem die erste Hälfte: Börne, als der „unsauberste und ungeschliffenste Schlingel, den es unter den zweimal hunderttausend europäischen Schriftstellern gibt,“ abgethan (ich bitte dieses Wort etwas im scharfsichtlichen Sinne zu nehmen, da der Briefsteller sich selbst [S. 226] den Ehrentitel eines Stöckers beilegt) ist, mittheilen. Der Autor wirft sich als Kritiker in Gegenwart seiner Freundin erst in die Brust, „um nicht etwa alles richterliche Pathos zu verlieren vor dem Manne, den ich in diesem Augenblicke vor das Tribunal der Wahrheit führen muß, — vor Heinrich Heine,“ und fährt dann gemüthlich fort:

„Ein Wort im Vertrauen, meine Freundin, dieser Heine ist mein bester Freund; ich habe die glücklichsten, heitersten Stunden mit ihm verlebt, Stunden voll unsterblichen Sachens. Wir haben viel miteinander disputirt, aber sind nie zu einem andern Resultate gekommen, als dazu, daß er mich auslachte und ich selbst über den Lachenden lachte. Wir stritten über Geist und Unsterblichkeit. Pathetisch sagte ich zu ihm: „Unsterblicher, was geht dich der Pariser Straßentoth an und der Berliner Streusand und Wiens gebratene Hühnel? Du weißt ja so gut wie Kopernikus und alle Dichter seit Homer bis auf dich selber, daß der Himmel gar nicht über den Sternen erst anfängt, sondern daß wir Alle recht eigentlich mitten drinn sitzen, und daß nur der Teufel den Leuten Brillen aufsetzt, damit sich der ganze Himmel um sie wie um Betrunkene dreht, damit sie alle Herrlichkeiten des Himmels nicht sehen, sondern statt dessen Pariser Straßentoth, Berliner Streusand und Wienerische gebratene Hühnel.“ „Freilich, du Narr, weiß ich das, lachte er mir entgegen, und eben darum wollen wir ein himmlisches Werk vollbringen und Wienerische gebratene Hühnel essen.“ Heine und Kritik! Sie ist für ihn selbst das gefälligste Mädchen, — wie soll ich sie zwingen, mir gegen ihn beizustehen! Der leichtsinnige Heine hat sich mit dem blutig ernsten Börne verjüngt; der möchte ihm nun gern zu Leibe; er weiß wohl, daß ihm die Kritik sonst immer zu Willen ist, wann es gilt seinem Hasse Lust zu machen; aber Heine gegenüber verzweifelt selbst Börne an der Gewalt seiner Kritik. Er sagt:

„Niemand wird es selbst der behendesten, verschmitztesten und fägenartigsten Kritik gelingen, Heine zu fangen, der immer noch mehr Maus, als die Kritik Raze ist. Er hat sich in allen Winkeln der sittlichen, wissenschaftlichen, religiösen und gesellschaftlichen Welt Schlupflöcher gesichert, und alle diese

Löcher sind durch unterirdische Gänge in Verbindung gebracht. Du siehst Heine aus einer seiner kleinen Meinungen herausgehen, du verfolgst ihn, er kehrt wieder dahin zurück; du willst ihn nun fest darin halten; aber du selbst bist angeführt, denn er entwischt durch eine ganz entgegengesetzte Meinung. Entlage ja jeder Verfolgung, denn du verschwendest deine Mühe und List. Du liefst diese oder jene Seite von Heine, wo sich eine falsche, abgeschmackte und lächerliche Behauptung findet; beeile dich ja nicht, sie zu widerlegen, schlage nur das Blatt um, denn Heine selbst ist schon umgeschlagen und widerlegt sich selbst. Verstehst du nicht, solche fägenäugige Geister zu würdigen, so steht es desto schlimmer mit dir, denn du befindest dich nicht auf der Höhe der rhetorischen Rüche; es gibt nichts Röstlicheres als dieses Allerlei von Meinungen.“

Sie sehen, meine Freundin, wie schrecklich Heine für die Kritik ist: „eine behende Maus, in welcher ein fägenäugiger Geist sitzt.“ — Es hat Viele gegeben, die sich gewundert haben, daß Heine und Börne, die einst sich gegenseitig lobten und bewunderten, in Feindschaft gerathen sind. Es hat sich aber viel Aehnliches in der modernen Literatur in diesen Tagen zugetragen und ist gar nicht zu bewundern. Menzel und Gutzkow haben sich erst mit Lorbern bekränzt und dann geprügelt und mit Schmutz beworfen. Börne hat sich darüber auch mit seinem besten Freunde Menzel vergnügt. Hätte man das junge Deutschland beisammengelassen, bei meinem Kopfe, wir hätten binnen Kurzem die schönste Prügelei der jungen Deutschen unter einander erlebt. So viel Köpfe, so viel Sinne; und da in dieser ganzen Partei der Bewegung Jeder seinen eigenen Hut auf dem Kopfe hat, unter den er mit Gewalt die Köpfe auch der Aebriken stecken will, so muß es nothwendig Händel geben. „Bewegung“ ist ihr gemeinsames Lösungswort. Menzel rennt aber einen eingeübten Galopp in der Reitbahn der öffentlichen Meinung, seit Jahren tritt er keine andere Gangart als Franzosenhaß, Goethehaß, Schriftstellerinnenhaß, Hegelhaß; Börne macht die wildesten Sätze rechts und links, ohne Maß und Tact, seine Bewegung ist unaufhörliches Aus schlagen; das junge Deutschland übt sich in unanständigen Stellung, stellt sich auf den Kopf und geht auf den Händen; Heine macht Alles mit, wie es ihm just beliebt, mischt sich in Börne's bacchantischen Taumel, Menzel's Schulgalopp und überschlägt sich in Stellung, vor denen jedes sittsame Auge zusammenblinzelt; aber, was ihm eigenthümlich, er tanzt auch dazwischen wieder die zierlichen Fräuleinpas, mit Glacehandschuhen und Chapeau bas. Wie sollen nun diese so verschiednen Bewegten nicht vielfach gegen einander rennen, sich stoßen, eifern, schlagen! Sehen Sie hier einige Gegensätze der erwähnten Literatur:

Menzel haßt die Franzosen, Börne verehrt sie;

Menzel haßt Goethe und Napoleon, Heine betet sie an, versteht sich nur gelegentlich;

Börne ist ein Charakter, Heine ein Chamäleon;

Gutzkow ist prosaisch durch und durch, Heine poetisch;

Börne ist sittlich ernst, Gutzkow unsittlich frech.

Jetzt hat man durch Maßregeln Börne, Heine, Gutzkow, Mundt, Laube zusammengedrängt in eine Ecke, welches man nicht hätte thun sollen, denn die Entzweiung ist den Gegnern vorthellhafter. Mundt, der die Götlichkeit des Christenthums

verteidigt, kann mit Gukow und Heine nicht an demselben Wagen ziehen und eben so wenig Laube, der öffentlich und privatissime jede Gemeinschaft mit dem jungen Deutschland desavouirt.

Nun aber zu Heine! Wir wollen uns hüten, meine Freundin, daß er uns nicht beschwägt. Allen Ernst des Geistes wollen wir seinem Lachen entgegenstellen. Ich glaube übrigens, der Himmel verzeiht mir, wenn ich trotz mancher Verdammungsurtheils, das ich über Heine aussprechen muß, doch ihn nicht zu hassen und zu verachten vermag; denn wenn wir den Geist der Wahrheit um sein Urtheil fragen könnten, ich meine, er würde von Heine sagen:

Von allen Geistern, die verneinen,

Ist mir der Gehalt am wenigsten verhaßt."

Hierauf folgt im 20sten Briefe etwas über Weltreligion und Katholicismus, das wiederum, wie Alles, manche Wahrheit, viel Gutes enthält, — doch hören wir:

"Es ist ein charakteristisches Merkzeichen unseres Jahrhunderts, daß es alle Vorurtheile haßt. Die Geister wollen frey seyn, und sind bereit, das Liebste, das Beste, was sie besitzen, dahingugeben für diese Freyheit. Es ist derselbe Geist der Zeit, welcher die Adeltigen Frankreichs besetzte, als sie all' ihre hundertjährigen Vorrechte auf dem Altare des Vaterlandes opfereten; es ist derselbe Geist, der in allen Religionssecten, bis zu den Muselmännern, die so lange den Angriffen der Kultur widerstanden, lebendig wird, daß sie allmählig allen Inhalt (?) dahingeben, der sie so lange auseinander hielt, um zu Einer Religion der Freyheit und Gleichheit zu verschmelzen.

Aber indem auf diese Weise Alles dahingegen wird, was einem Vorurtheile ähnlich ist, wird das Vorurtheil nicht bemerkt, welches recht eigentlich als Mephisto bei dem Faust Menschengeschlecht steht, und es sachte seine Strafe führt. Die Geister sehen vor Geistern den Geist nicht! Das Menschengeschlecht steht auf dem Punkte des Archimedes, auf dem es die Welt heben könnte; aber Mephisto hält ihm einen konischen Spiegel vor, in dem es nur seine eigene Gestalt fragehaft verzerrt widerspiegelt, anstatt mit klarem Auge die Welt und das, was sie im Innersten zusammenhält, zu sehen, wie es könnte. Der Gott, der ewige Geist, ist nicht jenseits der Sterne, er ist nicht außer der Welt, er ist in ihr. In ihm leben, weben und sind wir. Wir aber sind auch selbst Theile dieser Welt. Darum kann der Gott lebendig werden in uns, wir können ihn ahnen, fühlen, wir können sogar der Mund seyn, durch den er redet, der Arm, mit dem er handelt; aber so lange wir so natürlich und unbefangen in der Welt sind, wie das Thier und die Pflanze, wenn auch auf geistige Weise, können wir den Gott nicht erkennen. Wir müssen uns losreißen von der Welt, wir müssen heraustreten aus dem unmittelbaren Leben in Gott, wir müssen uns wissen als selbstständige Geister; — erst dann können wir den Gott in der Welt erkennen, und uns selbst in ihm. So weit sind wir nun — und darin liegt die hohe Bedeutsamkeit unserer Zeit —, daß die meisten sich selbst mit ihrem stolzen Ich d. h. Welt und dem Gotte in ihr gegenübergestellt haben; aber sie sind noch versunken in die eitle Beschauung ihrer selbst. Anstatt nun das Auge auf Gott und die Welt zu richten, zu sehen, wie der Eine Geist in aller Ewigkeit diese Welt durchlebt, wie sie nur in ihm und

durch ihn ist, und wie eben das übermüthige Ich vor diesem Ewigen in Nichts versinkt, wie der Geist nur Geist ist dadurch, daß er sich selbst wiederfindet in dem Einen ewigen Geiste und diesen in sich —; statt dessen versenkt sich das gottlose Ich in eitle thörichte Betrachtung seiner selbst; und wie es sich nun als das ganz leere inhaltlose erkennt, meint es, eben in dieser Leere und Inhaltlosigkeit bestehe das Wesen alles Geistes. Da kommt es denn zu wunderlichen Extremen. Die Einen meinen Wunder, was sie besitzen in der Erkenntniß jener Leere, und geben sich gar nicht die Mühe ihr einen Inhalt zu geben, denn weil sie nur sich und immer nur sich betrachten, haben sie nur die Leere zur Erfüllung der Leere. — Es sind die Rationalisten (!) Die andern schauern zurück vor dem Abgrunde des hohlen Ichs, und schwindelnd greifen sie entsetzt um sich, um irgend einen Anhaltspunct zu finden. Was sie ergreifen, stürzen sie hinunter in den Abgrund, der sich doch nimmer füllt; denn das Eine, was allein ihn zu füllen vermag, finden sie nicht, haben sie nicht — den Geist. — Es sind die Mystiker.

Als die Welt tief versunken war in den Uebermuth des Ichs; nicht im Gedanken, wie jetzt, sondern unmittelbarer Weise im Gefühl, in der Vorstellung; zu der Zeit als der römische Geist die Welt beherrschte, da trat ein Mann auf in der Wüste und rief: Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Und das Himmelreich kam in die Welt: das Christenthum! Nicht jenseit der Sterne ist die Seligkeit des Christenhimmels, Jesus sagte nicht: wenn ihr einft todt seyn werdet, sollt ihr selig werden und in mein Himmelreich kommen; nein er sagte: das Himmelreich ist da, wer an mich glaubt, der wird nimmermehr sterben. Der Christ ist ewig, er wird es nicht erst nach dem Tode. Daß der endliche Verstand das ihm unbegreifliche Ewige mit dem ihm eben so unbegreiflichen Unendlichen verwechselt hat, das ist der scheinbare Sieg der Hölle; aber diesen Schein sieht nur der wahrhaft Gläubige ein. Unzählige gläubige Herzen sind aufgenommen worden in dieses Himmelreich und haben ewiges seliges Leben in ihm gefunden. — Doch der Gedanke ist in die Welt gekommen und hat sich seit der Reformation als selbstständig geltend gemacht. Wiederum ist die Welt versunken in Egoismus, aber nicht in jenen des Gefühls und der Vorstellung, sondern in den des Gedankens. Die Zeit ist erfüllt, es ertönt die Stimme des Predigers in der Wüste: Thut Buße, denn das Himmelreich ist nah herbeigekommen. Und es wird kommen, der Geist wird kommen als Geist, und Gericht halten. Es ist der jüngste, aber der ewige Tag, der prophezeit ist. Ihr thret die Stimme des Predigers, aber sie verhallt vor euren Ohren.

Der Gedanke an eine Weltreligion regt sich in tausend Aeußerungen der Gegenwart; aber er ist nur noch ein leerer unbestimmter Gedanke. Daß wir an der christlichen Religion eine Weltreligion besitzen, ist zwar seit Christus ausgesprochen worden, hat sich im Laufe der Jahrhunderte in der weltbesiegenden Macht des Christenthums bewiesen, aber ist dennoch nicht erkannt worden. Man hat statt des Christenthums nur den Katholicismus und den Protestantismus vor Augen. Heine hat recht, wenn er den Katholicismus in seiner Verdorbenheit eine Religion für Kranke, nicht für Gesunde nennt; aber es ist sein unverzeihlicher Leichtsin, der ihn eine solche Beschul-

bigung gegen das Christenthum aussprechen läßt. Der Katholicismus lehrt eine verderbte Natur nicht ermannen zur freien Aeußerung des Geistes, sondern nur verachten und kreuzigen. Nicht durch Seufzer und Thränen kommt der Sünder zu Gott; nicht die Sünde, welche unter Selbstlästerungen vollbracht ist, wird vergeben; nicht der wird durch die Gnade Gottes gerechtfertigt, der sich als einen Knecht unter die Sünde beweist, gleichgültig, ob als einen frech die Gerechtigkeit Gottes verachtenden, oder ob als einen unter Winseln und Weinen dem noch dienenden; — sondern einzig der, welcher durch den in ihm lebendig gewordenen Geist Gottes Sünde und Tod überwindet, also daß ihn eine selige Gewisheit der Ewigkeit durchdringt, daß all sein Thun und Handeln, als sündig und irrig auch verloren und vergebens, als freie Aeußerung des Geistes ewig und unvergänglich erscheint. Was ist ein Geist, der sich nicht äußert! Durch jenes Schönthun mit Gefühlen, das vor jeder That als vor Sünde bebt, und sich am liebsten daher

hinter Klostermauern verbirgt, um nichts zu thun, ermordet ihr den Geist in euch, anstatt ihn lebendig zu machen. Wollt ihr Gott ähnlich seyn, so wirkt freudig und muthig, denn Gott selbst ist ewige That.

Die wahre Weisheit und die wahre Religion machen das Herz frohlichen Muthes voll, denn sie befreit den menschlichen Geist von der Nothwendigkeit eines unbegreiflich und unwiderstehlich über ihn waltenden Schicksals, indem sie ihn in die Freiheit des Geistes, welcher der Ewigkeit ist, erhebt. Das alte Griechenthum ist nicht heiterer, lächelnder, als das Leben, welches der Welt aus der Erkenntniß des wahren Christenthums erwachsen wird; vielmehr genießt in diesem der Geist seine Freiheit mit dem vollen Bewußtseyn derselben, welches dem Griechenthume abging. Da ist der Geist fern, wo sich ein Leichengeruch verbreitet und die Freude verpestet.“

(Schluß folgt.)

Literarischer Beobachter.

[Die geistreiche Bemerkung.] Holbein's Todtentanz nach der von G. Helmuth (Lieutenant im Königl. preuss. 27. Infanterieregiment) angestellten Magdeburger Ausgabe liegt nun vollendet vor uns, und das Lob, welches wir der ersten Lieferung des ausgezeichneten Werkes nicht vorzuenthalten konnten, muß um ein Bedeutendes gesteigert werden. Alle Erwartungen der Kunstkenner und Liebhaber der Kunst sind befriedigt, und es möchte weder den Ersten noch den Letzten leicht werden, Fehler von irgend einigem Belange am Einzelnen und Ganzen auszustellen und dem Erzeugnisse Hrn. Helmuth's auf irgend wie gerechte Weise vor dem Publicum seinen hohen Werth zu verringern.

Als charakterisirendes Beispiel von der Art und Weise, wie Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft häufig von Buch- u. s. g. Kunsthändlern aufgenommen werden, schliesse ich meine Notiz mit folgender Anekdote. Der Kunsthändler Dobrah in Magdeburg, welchem Hr. Helmuth seinen Holbein'schen Todtentanz in Commission gegeben hat, schickte vor einem Monate ein Exemplar desselben an eine Buchhandlung, deren Namen ich zu ihrem Glücke vergessen habe. Das Exemplar kam bald darauf mit dem naiven Bemerkten zurück:

„Tanzmusik wird von uns nicht angenommen!“
O ungeheure Ironie! Der geschickte Hr. Buch- oder Kunsthändler hatte wahrscheinlich einen Strauß'schen Walzer auf Leben und Tod vermuthet und eine Scheu empfunden, wenn auch indirect, das Leben eines Schönen oder einer Schönen durch Verbreitung von Holbein's Todtentanz in Gefahr zu setzen. O du moralischer Vimpel!

[Das Alterthum in Briefen.] Der Versuche, uns das classische Alterthum der Griechen und Römer auf eine eindringliche und bequeme Weise kennen zu lehren, uns gleichsam spielend in dasselbe einzuführen, in seinen Palästen uns jedes Gemach zu erschließen und in dessen Innern voll blühenden Reichthums und Geschmacks uns umschauen zu lassen, damit wir bereichert mit den mannichfachen Kenntnissen in das Gebiet des Leben der Gegenwart und in die Werkstätten der Künste, so wie die Lehrlinge der Wissenschaften zu eigenen und vieler Tausende Glück zurücktreten möchten, — solcher Versuche sind schon sehr viele und sehr gute gemacht worden. Auf die letzte-

ren führt uns ein neueres sich ihnen fest anschließendes Werk unter dem Titel:

„Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik von Otto von Mirbach (Mitau, 1835. Verlag von G. A. Reyher. 2 Theile. VI u. 274 u. 302 S.).“

Römer schreiben an Römer in den Jahren der Stadt 690 und 691 oder 64 und 63 vor Chr. Geburt — in einer Zeit, die vielleicht die interessanteste der römischen Geschichte ist, während welcher außerordentliche Kräfte und außerordentliche Leidenschaften sich entwickelten, die Tugenden und die Laster einen ungewöhnlichen Schwung nahmen, und die wunderbare der Republiken, unter der Last ihrer Größe erliegend, dem Untergange entgegenzuckte, — in einer Zeit, die mit der unsrigen in mehrfacher Beziehung Aehnlichkeit besitzt und deren Lehren noch heute in den Ohren aller Reformer, so wie Reactionsmänner nachklingen sollten, wenn ihrem Striden eine giftlose Frucht entwachsen soll. Zu bedauern ist es, daß der Verfasser seine Briefe nicht bis zu Cäsar's schmachvollem Tode fortgesetzt hat. Möge ihm der Beifall des Publicums, der ihm mit dem Zurufe: „omne tulisti punctum!“ werden muß, zur Fortsetzung aufmuntern.

[Sapphir.] Einem on dit zu Folge, wird dieser berückte Schriftsteller sich von Bäuerle, dem Redacteur der Theaterzeitung, trennen und ein eigenes Journal herausgeben, welches in Wien und Paris zu gleicher Zeit Französisch und Deutsch erscheinen soll.

[Zedlig.] Vom Dichter der Todtenkränze Chr. v. Zedlig ist die erste Abtheilung der Uebersetzung des „Gilt Harab“ von Byron, erschienen.

[Deductio ad absurdum.] In der Zeitung für die elegante Welt, wird von Hrn. v. Keyserlingk behauptet, er habe seinen Bankrott als Philosoph erklärt, weil immer an die Stelle eines philosophischen Systems ein anderes getreten sey. Das ist aber kein Beweis von scharfsinniger Logik. Man hört doch nicht auf ein Christ zu seyn, wenn man behauptet, daß an die Stelle des Papiismus die Reformation Luther's getreten, und sich jetzt die Ansichten zwischen Supranaturalisten und Rationalisten theilen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung G. F. Hartmann in Leipzig.